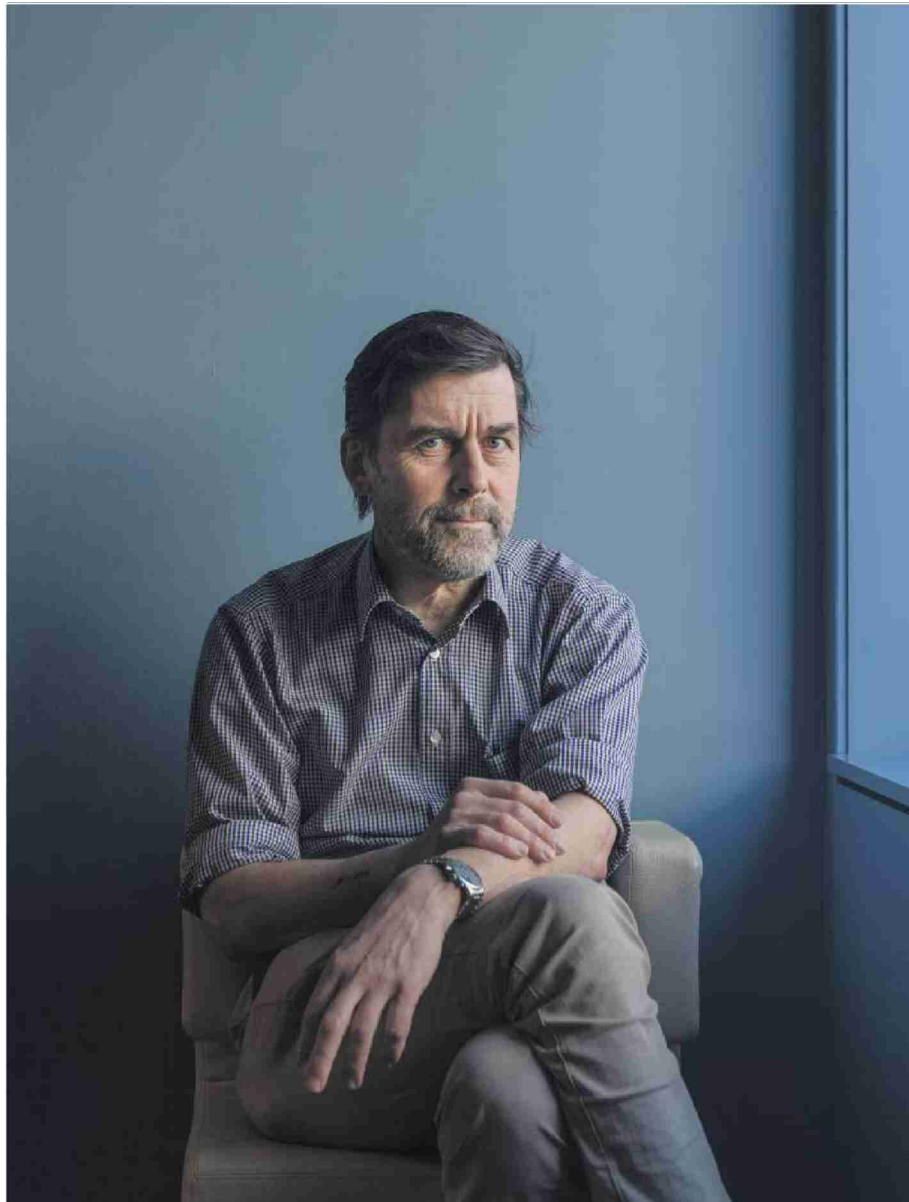




## Schreiben heisst, die Welt zu fressen

*Liebe, Angst, Wut, Trauer oder Schmerz – es sind die grossen Gefühle, die die Autoren antreiben.*

*von Peter Stamm*



*«Schriftstellerinnen und Schriftsteller sind in ihren Werken die schlimmsten Diktatoren», sagt Peter Stamm und lässt offen, ob er sich am Schreibtisch auch als Diktator empfindet.*

ANNEX BAMF / NZZ



Auf die Frage, weshalb er schreibe, antwortete ein amerikanischer Autor, dessen Namen ich vergessen habe: «Aus Geilheit, Gier und Eitelkeit.» Ich habe diese Aussage, die ich vor langer Zeit irgendwo gelesen habe, bisher immer als selbstironisch verstanden: Der Autor gibt zu, nicht aus hehren literarischen Motiven zu schreiben, was auch immer diese wären, oder weil er die Welt mit seinen Texten besser machen will oder der reinen Ästhetik huldigt, sondern weil er sich nur erhofft, durch seinen literarischen Erfolg seine Geilheit, Gier und Eitelkeit zu befriedigen.

Aber vielleicht hat er es auch ganz anders gemeint: Literatur nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Produkt der Geilheit und der Gier auf die Welt, der Eitelkeit, sich sein Leben lang mit sich selbst zu beschäftigen, sich selbst zu reflektieren. Denn Schreiben heisst ja, die Welt und sich selbst zu fressen und zu verdauen, die Welt und sich selbst zu beherrschen und zu manipulieren. Schriftstellerinnen und Schriftsteller sind in ihren Werken die schlimmsten Diktatoren, die über Leben und Tod entscheiden, als sei es nichts. Nur schon deshalb ist es vorzuziehen, dass sie ihre Phantasien im geschützten Raum der Fiktion ausleben.

Ich war als Kind aus Gründen, die hier nichts zur Sache tun, eine Zeitlang in Abklärung am Kinderpsychiatrischen Dienst des Kantonsspitals St. Gallen. Mit dreissig, kurz nachdem ich mein Psychologiestudium abgebrochen und mit der Arbeit an meinem ersten Roman «Agnes» begonnen hatte, fuhr ich nach St. Gallen, um meine damalige Akte einzusehen.

Dass der Psychiater mir als Dreizehnjährigem eine «recht lebendige Phantasie» und ein «reiches Innenleben» attestierte und berichtete, dass ich «Figuren erfinde», erstaunte mich nicht. Überrascht war ich jedoch, als ich las, ich sei «aggressiv geladen», manchmal jähzornig, neige zu «Affektdurchbrüchen» und komme mit meiner Aggressivität nicht ganz zurecht.

## Sublimierte Aggression

Natürlich ist das für einen Jungen in der Pubertät nicht ungewöhnlich, aber ich war davor immer überzeugt gewesen, schon als Kind und Jugendlicher ausserordentlich friedfertig gewesen zu sein, und nach einigen Prügeleien in den ersten Schuljahren war mir auch jede Gewalttätigkeit zutiefst fremd, ja zuwider. Als ich ein wenig länger nachdachte, fiel mir allerdings ein, dass ich durchaus eine aggressive Ader hatte.

Mit der Zeit hatte ich zwar immer besser gelernt, die Affektdurchbrüche zu vermeiden, dafür verstand ich es in Diskussionen, mein Gegenüber zur Weissglut zu bringen, indem ich selbst ganz gelassen blieb. Und auch in meinen Urteilen konnte ich ziemlich aggressiv, gnadenlos und selbstgerecht sein, eine Eigenschaft, die ich leider bis heute nicht ganz abgelegt habe.

Ich brauchte eine Weile, meine aggressive Seite zu akzeptieren und mich mit ihr zu versöhnen, vor allem half mir dabei der Gedanke, dass Aggressivität ja auch zum Guten genutzt werden kann, als eine ungerichtete Energie, die nicht nur zerstören, sondern auch erschaffen kann. Oder wie die Wortherkunft besagt: sich auf etwas zubewegen, sich annähern. Vielleicht war meine Kreativität nichts anderes als sublimierte Aggression.

Grosse Gefühle sind der Treibstoff, der die Literatur am Laufen hält. Was für Gefühle das sind, spielt keine Rolle. Man kann aus Liebe schreiben oder aus Angst, aus Wut, Trauer oder Schmerz. Dass man aus Gelassenheit, Zufriedenheit oder im Einverständnis mit der Welt gute Bücher schreiben kann, bezweifle ich.

Wenn mir ein Text nicht gelingt, dann geschieht das selten aus einem Unvermögen gegenüber der Sprache. Sprachliche Schwierigkeiten lassen sich meistern. Meine Sprache ist immer in etwa dieselbe, in gelungenen wie in misslungenen.

## Literatur wird zwar auf Papier gedruckt, aber aus Leben

gemacht.

Überhaupt wird die Sprache beim Reden über das Schreiben viel zu sehr in den Vordergrund gerückt, als genügten ein paar schöne Worte und einige raffinierte Satzkonstruktionen, um Literatur zu machen.

## Finden – ohne zu suchen

Natürlich ist Sprachbeherrschung eine gute Voraussetzung für das Schreiben, aber die Qualität eines literarischen Textes hat nur indirekt damit zu tun. Wenn ich an Bücher denke, die mir wichtig waren, die mich tief berührt, vielleicht sogar mein Leben verändert haben, Bücher, die ich auch nach Jahrzehnten nicht vergessen habe, dann denke ich selten an die Schönheit der Sprache, sondern viel eher an die Tiefe der Gedanken und Gefühle, an Szenen, die so lebendig waren, dass es mir scheint, ich hätte sie selbst erlebt, an Aufrichtigkeit, Mitgefühl, Verständnis, Haltung, Kraft.

Schreiben lernen heisst, die Sprache beherrschen lernen, aber die Sprache ist nur Mittel zum Zweck. Die Sprache zu beherrschen, heisst, mit Sprache das ausdrücken zu können, was die Literatur ausmacht, das Aussersprachliche. Alles andere ist Kalligrafie.

Ich habe die kreative Aggression als einen Schreibantrieb bezeichnet, aber ein Antrieb allein genügt nicht, er braucht eine Richtung. Und genau da kommt das Finden ins Spiel, der am schwierigsten zu erklärende, aber vermutlich wichtigste Teil der künstlerischen Arbeit. Wie kann man etwas finden, wenn man nicht weiss, was man sucht? Wenn man nicht wissen darf, was man sucht? Denn da es sich nicht um einen konkreten Gegenstand wie einen Schlüsselbund oder ein Mobiltelefon handelt, fällt das Wissen über das Gesuchte mit dem Finden zusammen. Sobald man weiss, was man sucht, hat man es auch schon gefunden. Beziehungsweise: Wenn man es findet, erkennt man, dass es das Gesuchte war.

In den letzten Jahren scheint mir das Machen in der Literatur dominan-



ter geworden, das Finden in den Hintergrund gerückt zu sein. Vielleicht hat es damit zu tun, dass es immer mehr Ausbildungen in kreativem Schreiben gibt und dass sich das Machen leichter unterrichten lässt als das Finden. Nichts gegen die 180 ECTS-Credits, die man für einen Abschluss in literarischem Schreiben etwa in Biel braucht, aber zum Schriftsteller, zur Schriftstellerin machen sie einen nicht.

Das wissen natürlich auch die Leiterin des Instituts und die Dozentinnen und Dozenten, sie sind alle gestandene Berufsleute mit meist langen Publikationslisten. Auch ich habe schon in Biel unterrichtet, das Institut hat meine volle Sympathie, nur schon, weil es etliche spannende Schriftstellerinnen und Schriftsteller hervorgebracht hat.

Die meisten Absolventen erwerben ihr Diplom mit Mitte zwanzig, und auch wenn sie – wie es in den Anforderungen für das Studium heisst – bereits bei Antritt «Texte verfasst haben, die künstlerische Qualität und literarisches Potenzial aufweisen», dürfte den meisten die Lebenserfahrung fehlen, die vielleicht die wichtigste Voraussetzung für literarisches Schreiben, insbesondere für das Schreiben von Prosa, ist.

Vom Moment, in dem ich mit zwanzig Jahren beschloss, Schriftsteller zu werden, bis zur Publikation meines ersten Romans vergingen fünfzehn Jahre, Zeit, die ich brauchte, um zu leben, Erfahrungen zu sammeln, vieles zu lernen und um sehr viel zu schreiben und sehr oft zu scheitern.

## Kunst des Scheiterns

Erfahrungen sammeln kann man nicht nur, wenn man wie Ernest Hemingway in den Krieg zieht, wie Jack London in Alaska Gold schürft oder wie Joseph Conrad als Seemann die Weltmeere befährt. Erfahrungen kann man auch sammeln, indem man wie Georges Perec als Archivar arbeitet, wie Natalia Ginzburg als Verlagsangestellte, wie Gerhard Meier als technischer Leiter einer Lampenfabrik, wie Marlen Haushofer als Hausfrau und Mutter. Erfahrungen sammelt, wer lebt, wer arbeitet, wer Menschen begegnet. Literatur wird zwar auf Papier gedruckt, aber aus Leben gemacht.

Sicher gab es immer schon Frühvollendete, die – wie Georg Büchner, Thomas Mann, Wolfgang Borchert – als junge Menschen grossartige Texte schrieben, aber sie sind die seltenen Ausnahmen.

Als ich in Biel und anderswo unterrichtete, fiel mir immer wieder auf, wie resistent die Studierenden gegen Kritik und Änderungsvorschläge an ihren Texten waren. Intuitiv schienen sie zu begreifen, dass es nicht genügte, einen Text dank einigen Tipps von Dozenten oder Kommilitonen umzuschreiben, sondern dass es ihr Text bleiben musste, dass sie mit ihrer Stimme sprechen mussten, die sich nicht von einem Tag auf den anderen ändern liess. Die Stimme aber war nur der Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Die literarische Arbeit ist oft weniger eine Arbeit an der Sprache als eine Arbeit an sich selbst. Denn nur wer sich selbst verändert, kann seine Stimme nachhaltig verändern.

Bis heute habe ich Hemmungen, jungen Autorinnen oder Autoren Ratschläge zu erteilen, wie sie ihre Texte verbessern können, da ich mir immer sage, vielleicht müssen sie diese nicht so tollen oder sogar ganz schlechten Texte schreiben, um irgendwann besser zu werden, so wie ich ganz viele schlechte Texte schrieb, die doch ein wichtiger Teil meiner Entwicklung waren.

Oft habe ich in Schreibkursen gesehen, wie Sprach- und Schreibtalent die Entwicklung der Studierenden sogar hemmten, weil die Talentiertesten nie aus der Komfortzone ihres eigenen Könnens hinausmussten und immer – um eine Sentenz von Oscar Wilde zu variieren – mit ihrem Talent schrieben und nicht mit ihrem Genie. Wobei ich mit Genie nicht eine besondere Begabung meine, sondern einfach jenen Teil unseres Schaffens, der nicht erlernt, der nicht erklärt werden kann.

Das Scheitern ist ein ganz wesentlicher Teil jeder künstlerischen Entwicklung, wer nie scheitert, kommt nie weiter. Denn das Scheitern zwingt uns, unsere Paradigmen zu hinterfragen, über Bord zu werfen und Grenzen zu überschreiten. Das Scheitern zwingt uns, nicht anders zu schreiben, sondern anders zu werden.

—  
Der Schriftsteller **Peter Stamm** hält die diesjährigen Zürcher Poetikvorlesungen. Am Donnerstag, 30. November, findet die dritte und letzte Vorlesung statt, aus der wir hier einen Auszug veröffentlichen (Literaturhaus Zürich, 20 Uhr).